

Zeitschrift: Volksschulblatt
Band: 6 (1859)
Heft: 8

Artikel: Schiller und die Jugend
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-286186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Mensch dadurch in einen beglückenderen Zustand kann versetzt werden. Solche Freuden kann namentlich der Lehrer sich verschaffen. Wie duldsam wird er also sein mit dem allfalligen Verstoßen und Vergehen der Kinder!! — Weiß er doch, daß ihm unvollkommene Kinder übergeben sind, sie zu erziehen und für's Gute heranzubilden. Daher sein Name: Lehrer — Belehrer. Auch weiß er, als Selbsterkenner und Beobachter seiner Neigungen, daß das Menschenherz, zum Bösen geneigt, nur durch liebevolles Belehren das Fehlerhafte einsieht, erkennt und nach und nach sich dem Bösen entschlägt. Und sollte endlich das Gute oder Andere seinen Bemühungen nicht entsprechen, so sieht er sich selbst durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht beruhiget und beglückt. Auch der Heiland, das Beispiel und Muster eines Lehrers, konnte Einen seiner Schüler nicht bessern.

Begreiflich also, daß das Benehmen eines so mitfühlenden und liebenden Lehrers des Guten auf sittlichem und wissenschaftlichem Gebiete Unsägliches wirken muß.

Möchte doch dieß jeder bis dahin sich beklagenswerth fühlende Lehrer glauben! — Doch nein! mehr wünschte ich, daß jeder solche Lehrer ein ungläubiger Thomas wäre, der sich nur durch eigenes Suchen, Finden und Erfahren davon überzeugen wollte und thäte.

Möchte doch jeder Lehrer sich bemühen, seinen Beruf als einen schönen, Gott besonders wohlgefälligen und folglich als einen erfreulichen und liebenswürdigen anzusehen, so daß er sich sogar sehnte auf den folgenden Tag, um wieder in Mitte seiner Zöglinge das schöne Beispiel Jesu nachahmen zu können, der da kam, um durch Liebenswürdigkeit die Herzen seiner Kinder für's Gute zu gewinnen und durch Unterricht sie zu ihrer einstigen höchst glückseligen Bestimmung zu befähigen. —

Schiller und die Jugend. *)

Wenn in diesen Blättern von ihm eingehend gesprochen wird, so kann natürlich die Absicht nur sein, den Mann von der Seite zu betrachten, nach welcher er für die Jugendbildung in irgend einer Weise von Bedeutung ist. Es kam jüngst eine Schrift heraus: „Grundlinien der Pädagogik Göthe's“ (von A. Oldenberg, Zittau 1858), ungeachtet Göthe nichts Pädagogisches geschrieben oder gethan hat. So könnte — wie allenfalls auch von einer Dogmatik und Ethik, die man sich aus einzelnen Stellen

*) Aus einer trefflichen Arbeit des Hrn. Dr. Pallmer im „Südd. Schulblatt.“
Die Red.

des Dichters zusammenlässe — in gleicher Weise von einer Schiller'schen Pädagogik die Rede sein;*) ja man hätte hiezu noch mehr Recht, da Schiller nicht nur in einzelnen Gedichten (wie im Lied von der Glocke, in Hector's Abschied u. a. m.) die Erziehung berührt, sondern einem speziellen pädagogischen Problem eine eigene Abhandlung gewidmet hat. (Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, zuerst in den Horen 1795 gedruckt, f. in der Cotta'schen Ausgabe Bd. 12. S. 1 — 133). Wir werden auf diese Abhandlung zwar zurückkommen, glauben aber nicht, daß Schiller sich mit derselben in die Reihe der Pädagogen vom Fache stellen wollte. Die Bedeutung eines großen Nationaldichters für die Erziehung ist eine höhere, umfassendere, als die des einzelnen Schulmannes oder pädagogischen Schriftstellers; auch wenn er gar nicht absichtlich darauf ausginge, bildend auf seine Nation einzuwirken, würde sie sich an ihm und seinen Gaben selbst nähren und dadurch geistig wachsen. Was Deutschland von Schiller an solch geistigem Gut empfangen, was es von ihm gelernt hat, das wäre schwer zu berechnen; wir wollen nur zwei Dinge nennen. Das eine ist die herrliche Sprache, die er redet, deren ganze Schönheit, deren vollen Werth man erst recht inne wird, wenn man die deutsche Literatur aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts damit vergleicht, für deren unglaubliche Geschmacklosigkeit, für deren Verderbtheit durch eine Masse fremder Wörter und Wendungen, für deren zopfige Langweiligkeit und altweiberhafte Geschwätzigkeit man freilich das scharfe Ohr selbst erst bekommt, wenn man eine Sprache wie die Schiller'sche einmal gehört hat. Haben doch diese Heroen deutscher Literatur erst erkennen gelehrt, daß die deutsche Sprache weder für die Gelehrten noch für die Poeten, Geschichtschreiber zc. ein so ungelenktes, plumptes Handwerkszeug sei, wofür sie zuvor gegolten, da die Professoren nur lateinisch, die Politiker, die Aesthetiker, die Geistreichen und Gebildeten überhaupt nur französisch sich gut

*) Cholevius macht (in seiner „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen,“ II. S. 160), denen, die in den Schiller'schen Dramen ein durchgeführtes System der Politik finden wollen, die Entgegnung: „eben so gut könnte ein Pädagog, der die Entdeckung machte, daß es fast kein Schiller'sches Drama gibt, in welchem nicht Eltern und Kinder neben einander auftreten, auf den Einfall kommen, ein ähnliches System zu entwerfen, und von dem Vatermörder Franz Moor beginnend, die widerstrebenden, die resignirenden, die gehorsamen, die liebevollen Kinder klassifiziren, bis er endlich auch bei Wilhelm Tell anlangte, um die Pietät des Melchthal zu rühmen, den die Blendung des Vaters zu einem unerbittlichen Hasser entflammt, und den kleinen Walther, da er mit unverbundenen Augen den Schuß des Vaters erwartet, als das Ideal des kindlichen Vertrauens hinzustellen.“

ausdrücken zu können meinten; hat doch gerade der Glanz, den der vorher so ungeschliffene Diamant unter den Händen Schiller's und Göthe's annahm, erst auch dazu mithelfen müssen, daß man die Muttersprache eines Studiums und so auch der Ehre, ein eigenes Unterrichtsfach zu sein, würdig achtete. Daraus folgt dann sogleich, daß, wer der deutschen Sprache in höherem Style, d. h. nicht bloß für den Hausbrauch, mächtig werden will, an Schiller's classischer Sprache nicht vorübergehen darf, sondern allda lernen muß; wer an ihm vorüberginge, wäre wie Ciner, der sich auf's Componiren und Instrumentiren legen und Mozart oder Beethoven ignoriren wollte. Manche unsrer Schriftsteller, Prediger 2c., die sich aus religiösen Gründen von Allem, was weltlich heißt, ferne halten, wissen gar nicht, wie viel sie für ihre Handhabung der Sprache dem weltlichen Dichter verdanken; — verdanken sie ihm aber wirklich nichts, haben sie nichts von ihm gelernt, nun, dann ist auch ihre Sprache nicht das, was sie in Schrift und Rede auch für einen religiösen Inhalt sein soll: die silberne Schale für den goldnen Apfel. — Dazu kommt oder vielmehr davor unzertrennlich ist aber bei Schiller der staunenswürdige Reichthum der Gedanken und die ideale Größe, der erhabene Schwung derselben. Kein deutscher Dichter, außer Göthe, kann sich darin ihm an die Seite stellen; es ist aber sehr begreiflich, warum längere Zeit selbst Göthe in Schatten trat, als Schiller mit seinen dramatischen Werken vor der deutschen Nation erschien, warum überhaupt, trotz dem Unglimpf, den die Kunstcritiker gewisser Schulen und die frivolen Literaten aller Sorten auf Schiller häuften, dieser bis heute der populäre von Beiden geblieben ist und wohl bleiben wird. Der Idealismus Schiller's, der sich nie begnügt, das Wirkliche in seiner Realität poetisch aufzufassen und zu verklären, sondern der sich vom Wirklichen immer zum Ideal erhebt, das im Geiste lebt und dem gegenüber das Wirkliche vielmehr als das Unvollkommene, Niedrige erscheint — das ist's gerade, was dem Genius des deutschen Volkes entspricht. Es mag das zugleich ein Nationalfehler wie eine Nationaltugend sein — wenigstens sind wir als ein Volk von Denkern, wie man uns in Spott und Ernst zu nennen pflegt, in der Wirklichkeit immer zu kurz gekommen, wo andere praktischere Nationen zugriffen —; aber es ist einmal ein unserem Stamme angeborner Charakterzug, von dem die Bedeutung und Stellung des deutschen Volkes in der Geschichte der Kultur abhängt; und diese Idealität, welcher denn auch das Rhetorische in Schiller's Diction entspricht, hat sich eben in ihm, wie in Keinem so rein, so edel, so geistvoll ausgesprochen. Das aber ist es auch, was ihn zum

Dichter für die Jugend macht. Der jugendliche Geist erhebt und stärkt sich am Großen, Idealen und Erhabenen; was aus Begeisterung geflossen ist, das zündet auch im jugendlichen Herzen; und wo wäre wohl ein deutscher Mann, der nicht seiner Zeit, da er zum ersten Male (und um so gewisser, wenn dieß nicht zu früh geschah) Schillers Lied von der Glocke, seinen Taucher, den Gang nach dem Eisenhammer 2c. zu lesen bekam, und wieder, da er an Wilhelm Tell, an Wallenstein u. s. f. gerieth, all' das mit einer wunderbaren Macht mit dem ganzen Zauber der Poesie gefaßt hätte, um ihn nicht mehr loszulassen? Ja, wie in Schiller selbst die poetische Kraft sich erst läuterte, nachdem sie in seinen Ersilingewerken mit wahren Ungeßüm maßlos hervorgebrochen war, so wird auch der gesunde, geistesfrische Jüngling mit ihm denselben Weg machen. In der ersten Zeit, wo die Lesung Schiller'scher Dramen als zulässig erscheint, wo überhaupt für die Auffassung eines solchen Kunstwerkes die nöthige Fähigkeit vorhanden ist (denn früher wäre es bloße Unterhaltung ohne tiefere Anregung und Beschäftigung des Geistes, und dazu ist Schiller zu gut), d. h. etwa vom fünfzehnten Jahre an, wird der junge Mensch sicherlich an den Räubern, an Fiesko, an Kabale und Liebe das größte Gefallen finden; den Flegeljahren entspricht auch dieses titanenhafte Aufstürmen gegen Alles und Jedes in der Welt, was dem noch unabgeklärten innern Ideal widerspricht; solch ein colossales Zürnen über die Schlechtigkeit der Welt, dieser Unmuth, die Welt nicht heute noch umkehren und die Gerechtigkeit auf den Thron heben zu können, — das Alles ist zwar keineswegs der Standpunkt höchster Kunst, aber der Jünglingsseele sagt das zu, solche Ideen in solchen Gestalten vorgeführt, die werden von ihr verschlungen. Und solchen Haß gegen das Schlechte, Gemeine, Schuftige, und solche Liebe zu einem, wenn auch noch sehr nebelhaften Ideal, das aber doch das Ideal des Rechten und Guten, des Hohen und Edeln ist, — solche Begeisterung für dieses und wider jenes durch poetische Gebilde zu pflanzen und zu nähren, sollte das unpädagogisch sein? Ist es nicht anerkannt, daß gerade die Jugend solch große Gegensätze haben, daß sie unbedingt nach der einen Seite lieben, nach der andern hassen muß, um erst hieran ihr sittliches Gefühl zu fixiren? Wie aber Schiller über diese seine Sturmperiode hinauskam, so darf auch der Jüngling nicht darin bleiben; das Ideal und die Wirklichkeit müssen sich auch in seinem Geiste versöhnen, ohne jedoch ihre Stellen zu wechseln; dem gereifteren Geiste werden alsdann auch erst die reineren, höheren Dichtungen des Meisters zum rechten Genuße werden.

Damit stehen wir mitten in der Hauptfrage: was wird der christliche Erzieher zu thun haben in Betreff solcher Lectüre? wird er seinem Zögling unsern Dichter in die Hand geben oder vorenthalten oder nur hie und da einen Bissen von solcher Tafel ihm verabreichen? Der Grieche hatte seinen Homer, der Engländer hat seinen Shakespear, der Italiener seinen Tasso — diese Nationen alle sind stolz auf solchen Besitz und schon früh eignet sich Jeder denselben an; die Engländer z. B. geben ihren Söhnen etwa im zwölften Lebensjahre schon Einiges von Shakesphare (ebenso von Walter Scott) in die Hand. Wir Deutsche haben zwei Dichter allerersten Ranges, und doch hat die deutsche Pädagogik Bedenken gehabt, sie in gleicher Weise zum innern Eigenthum der gesammten Nation werden zu lassen, wie es jene Völker — und wahrlich nicht zu ihrem Nachtheil — mit ihren Dichtern thun. Was sagen wir dazu? (Fortf. f.)

Palästina.

(Fortsetzung.)

Während des Aufenthalts der Israeliten in Egypten scheint sich in den politischen Verhältnissen Kanaan's nur wenig verändert zu haben. Die ausgesandten Kundschafter (4. Mos. 13) fanden noch dieselben Nationen vor, welche schon früher das Land inne hatten. Doch hatte sich die Zahl der Einwohner vermehrt: daraus war die Nothwendigkeit einer bestimmteren Abgrenzung des Landes hervorgegangen. (4. Mos. 13., 30.) An der Südgrenze des Landes stellten sich den Israeliten die Amalekiter und Esau's Nachkommen, die Edomiter, entgegen, so wie die Ostgrenze von den Moabitern und Ammonitern, Loth's Nachkommen, vertheidigt ward. — Die Reibungen der einzelnen Völkerschaften unter einander hatten die Befestigung der Städte nothwendig gemacht. (4. Mos. 14., 29.) Diese letztern Bemerkungen sind der Erzählung von der Einnahme des Landes voranzuschicken. Einer besondern Aufzählung der merkwürdigsten Städte jener Zeit bedarf es nicht; sie werden im Laufe der Geschichte erwähnt und jedes Mal auf der Karte nachgewiesen. (So: Jericho, Ai, Gibeon u. a. Jos. 10—12 aufgeführte Städte. — Die oft vorkommenden Hauptstädte der Philister: Askalon, Asdod, Gath, Gaza, Ekron.)

II. Vertheilung des Landes unter die 12 Stämme.

Die Vertheilung des Landes unter die 12 Stämme erfolgte, ehe das Land erobert und dessen Einwohner ganz unterjocht worden waren. Schon bei Lebzeiten des Mose hatte die Vertheilung begonnen, und Josua legte